

Leseprobe Schwalbennest!

Beinhaltet: Exposé, Vorwort sowie einen Ausschnitt aus dem 2. Buchteil.

Exposé, oder: Über das vorliegende Buch

»Ich würde von meinen Eindrücken auf Madeira schreiben. Ich würde von den Menschen berichten, die mir in den nächsten vier Wochen über den Weg laufen. Ich würde meine Abenteuer zu Papier bringen, und auch nicht davor zurückschrecken, meine persönlichsten Gedanken wiederzugeben. Aber das allein war noch nicht alles! Ungeheuer schlau und intelligent empfand ich meinen Einfall, das Ganze auch mal mit einer frisch von der Leber weg erzählten Kurzgeschichte anzureichern, zu ergänzen oder abzurunden – vornehmlich dann, wenn mir gar nichts Spannendes über den Weg laufen oder zustoßen sollte ...«

Grüße aus dem Schwalbennest! ist ein humorvoller, philosophischer Tatsachen-Roman, entstanden während eines fünfwöchigen Aufenthalts auf der portugiesischen Insel Madeira, den Aldo Betschart im Juli und August 2008 alleine unternahm. Damit verfolgte er von Anfang an ein besonderes Ziel: fernab von allen heimischen Ablenkungen eine 'sehr gute Schreibe' in dreißig Tagen' fertigzubringen. Die Idee dazu war ihm gekommen, nachdem er nach über neun Jahren 'immer wieder und immer noch' an einem mehrfach umgeschriebenen Roman arbeitete. - Somit wurde das Besondere an diesem Buch eigentlich schon vor seiner Realisation deutlich vorweggenommen: Indem der geistig erschöpfte Autor eine dringend notwendige 'Romanpause' ausgerechnet dazu nutzte, mit einem vierwöchigen *Schreibmarathon* die Freude am spontanen Schreiben neu zu entdecken.

Mit dem vorliegenden, äußerst unverfälschten Werk, entführt ein munter philosophierender Aldo Betschart die Leserschaft mit viel Selbstironie auf die Blumeninsel im Atlantischen Ozean, wobei er nicht zuletzt Madeira (sowie der Pension Klenk, bzw. dem *Restaurante* 'Klenk's Café') mit den Erzählungen seiner von Situationskomik erfüllten Erlebnisse und Beobachtungen liebevoll ein bescheidenes Denkmal setzt.

Aldo Betschart

Grüße aus dem Schwalbennest!

Philosophischer Tatsachen-Roman

Spannendes Vorwort des Autors

Im Jahre 1998 flogen ein guter Freund und ich nach Madeira, obwohl wir eigentlich nach Jamaika wollten.

Es war kurz vor Jahresende gewesen. Die Flugzeuge nach der Antillen-Insel waren bereits alle ausgebucht, sodass Jamaika ins Wasser fiel. »Wohin sonst?«, fragten wir uns, und ließen die Angestellte im Reisebüro nach etwaigen Alternativen suchen. Eine davon war eine Insel im Atlantischen Ozean, etwas mehr als vier Flugstunden von der Schweiz entfernt, wo das Wetter auch Ende Dezember frühlingshaft mild sei, wie sie sagte.

Damit war sie bei uns auf offene Ohren gestoßen; weswegen wir sogleich nachfragten, wo dieses Madeira sich auf dem Globus befinde, zu welcher Nation es gehöre, und welche Sprache man dort spreche ...

So kam es, dass mein guter Freund und ich damals auf Madeira den Silvester überlebten.

Der Urgroßonkel, 'Gigers' Anton Betschart

Ich hatte die Insel, wo für mich und meinen guten Freund das Jahr 1999 eingeläutet wurde, im Nachhinein nie mehr richtig vergessen. Bis heute sehe ich unsere begeisterten Gesichter, als wir zum ersten Mal unsere Nasen in die Schwenker versenkten, in die man uns soeben einen roten Inselwein eingeschenkt hatte. Das Eiland, mit den durch die Oberfläche des Atlantiks hervorstechenden schwarzen Felsen und Klippen, den blumigen Hügeln und waldigen Berggegenden; das alles behielt ich als ein schönes Andenken in Erinnerung. 2007 entnahm ich dann ganz unerwartet einem mir zugeschickten, geschenkten Büchlein einer Verwandten ('Gigers' Marta Marty, geb. Betschart, Tochter meines Großonkels Walter Betschart und Nichte meines Großvaters, Josef Betschart), dass das Reisen nach Madeira in unserer Familie schon eine 'lange Tradition' hat. Einer von den 'Gigers' - wie man meinen Familienkreis väterlicherseits nennt

- war schon 1914 dort gewesen! Es war mein Urgroßonkel, der junge Anton Betschart. Ich entnahm es dem überaus spannenden Reisebericht, den er auf einer ganz besonders abenteuerlichen Odyssee verfasst hatte. Ohne dass ich bisher davon wusste, war mein Urgroßonkel nicht nur ein weitgereister Abenteurer, sondern hie und da auch ein Schreiberling gewesen, sodass er etwa die Landung an Madeiras Küste nach seiner glücklichen Heimkehr in Muotathal mit folgenden Worten auf Papier drucken ließ (Originaltext):

»Nachmittag den 17. Oktober (1914) fuhren wir an einer sehr felsigen Küste der Insel Funchal entlang, wo unser Schiff abends um halb elf Uhr halt hatte, zirka eine halbe Stunde von der Stadt Madeira entfernt. Aussteigen durfte am selben Abend noch niemand. Am Morgen kamen die Eingeborenen (halb braune) auf das Schiff und hatten Feigen, Orangen und Schweizerstickereien feil. Es kamen auch sehr viele Buben in kleinen Schiffelein auf unser Schiff. Sie bettelten sehr und holten jedes Stück welches man ihnen zuwarf aus dem Wasser herauf. Als wir nach der Stadt gefahren sind, waren da am Quai keine Omnibusse und Automobile oder gar Taxameter vorhanden, wohl aber Schlitten mit Verdecken und Ochsespann, welche uns in der Stadt herum schleiften. Schnee war natürlich keiner, wie das ganze Jahr nicht. - Hier gibt's den besten Wein der Welt. Es werden sogar in einem Jahr zweimal Trauben reif. Auch Kaffee, Zucker wird hier angepflanzt. Gegen Abend fuhr die 'Beira' mit uns wieder weiter...«

Soviel zu Antons Beobachtungen bezüglich Madeira; wobei gesagt werden muss, dass der obige kurze Erlebnisbericht einer von vielen anderen ist. Mein Urgroßonkel hatte während der ganzen diesbezüglichen Reise alle ihm wichtigen Vorkommnisse notiert, und diese dann später wegen ihrer Brisanz (und dem allgemeinen Interesse der Bevölkerung) in der Heimatgemeinde eben mit jenem einfachen zusammengehefteten Büchlein herausgebracht, das mir von meiner Verwandten letztes Jahr endlich zugeschickt wurde.

Worin mein Urgroßonkel die Geschehnisse der vier Monate währenden Reise von Neuseeland nach der Schweiz schildert; eine äußerst gefahrvolle Reise, die er und fünf andere Schweizer 1914 notgedrungen erlebten. 'Notgedrungen' aus folgendem Grund: Der Zufall wollte es, dass die jungen Heimkehrer – mein Urgroßonkel war erst vierundzwanzig Jahre alt – auf hoher See vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges erfuhren! Bevor sie im neuseeländischen Wellington ablegten, hatten sie noch froh und übermütig allerhand Absichten gehabt. Die jungen Männer freuten sich unter anderem auf die Weltausstellung in Bern, die schönen heimatlichen Berge, das Wandern darin, und da zu sein, »wo es lustig ist«.

Zunächst hatten sie Neuseeland am 3. Juli 1914 mit dem englischen Dampfer 'Mokoia' verlassen. Am 8. Juli waren sie im australischen Sydney auf ein deutsches Dampfschiff, die 'Zieten', umgestiegen. Nach einem zweitägigen Aufenthalt auf Ceylon kam es ihnen Anfang August von anderen Passagieren zu Ohren, dass Österreich gegen Serbien den Krieg erklärt hätte, und 'dass daraus noch ein großer Krieg entstehen könne'.

Von da an fuhr die deutsche 'Zieten', mit ihren vierhundertfünfzig Passagieren an Bord, unter Volldampf dem Suezkanal und damit dem Roten Meer entgegen, auf dass das Schiff an Aden und Port Said vorbei wäre, falls der Krieg weiter ausbrechen würde. Da das Rote Meer und der Suezkanal unter englischer Herrschaft standen, musste die deutsche Mannschaft ihr Schiff um jeden Preis an Port Said vorbeibringen, bevor die Engländer sie als erklärte Feinde ansahen und das Schiff versenken wollten. Aber die Eile war umsonst.

»Ungefähr 300 Meilen von Aden am Roten Meer; hatte unser Schiff ein drahtloses Telegramm erhalten«, schreibt mein Urgroßonkel weiter, »dass der große Krieg begonnen habe und sofort wendete sich das Schiff und fuhr mit Volldampf wieder zurück. - Das geschah am 6. August 1914, morgens halb fünf Uhr ...«

Was daraufhin geschah, war eine zwei Monate währende Flucht auf Leben und Tod, während der die völlig schwarz bemalte 'Zieten' mehrmals Zeuge des Seekrieges wurde. So wurde sie beispielsweise vom deutschen Kreuzer 'Königsberg' angehalten, um die Besatzung eines englischen Frachtschiffs (die 'City of Winchester') als Gefangene aufzunehmen, bevor man den geplünderten Frachter neben der 'Zieten' versenkte. Auf dem Schiff ebenso gefangen, wurden mein Urgroßonkel und seine Schicksalsgenossen mehrmals von feindlichen französischen Kriegsschiffen verfolgt.

»Es war ein furchtbares Rennen«, schrieb er darüber, »auf die erste Warnung leistete unser Schiff keine Folgen, während der zweiten Warnung der französischen Kriegsschiffe fuhr unsere flüchtige 'Zieten' bei der Festung von Mocambique vorbei und wir waren gerettet.«

Zuvor waren derlei Zerreißproben auf der Flucht des Öfteren geschehen. Der Dampfer musste bei Nacht ohne jedes Licht das Meer durchpflügen, wobei sogar das Rauchen einer Zigarette strengstens verboten worden war. Um allen Schwierigkeiten seitens der Passagiere vorzubeugen, wurden diese über Nacht in ihren eisernen Kabinen eingeschlossen, womit sie bei einer nächtlichen Kollision (die in der Dunkelheit mit kreuzenden Kriegsschiffen usw. jeden Moment erfolgen konnte) wie die Ratten im Käfig gesessen hätten und unweigerlich und elend ertrunken wären! Dem Land nahe, war man tagsüber nicht selten auf gut Glück in einer Bucht vor Anker gegangen, um den feindlichen Kreuzern weniger vor das Fernrohr zu kommen – freilich nicht, ohne dabei das Entdecktwerden von Land aus befürchten zu müssen.

Nach der letzten Verfolgungsjagd waren sie also am 19. August in der portugiesischen Provinz Mozambique bei Ostafrika angekommen. Dort durften die neutralen Schweizer zunächst einigermaßen frei in der Befestigung herumlaufen, während die Deutschen etc. von den Portugiesen gefangen gehalten wurden.

Am Morgen des 11. September 1914 kam nach vierundzwanzig Tagen Gefangenschaft endlich ein portugiesisches Schiff namens 'Beira', auf das die Schweizer umsteigen konnten. So umschifften mein Urgroßonkel und seine Freunde nach zwei endlosen Monaten endlich Afrika, Richtung Lissabon, obschon sie wegen des Krieges eigentlich lieber nach Australien zurückgereist wären. Die Reise um das 'Kap der guten Hoffnung' gestaltete sich bei stürmischer See höchst unangenehm, aber dennoch waren die Heimkehrer froh, dem Kriegsgeschehen soweit heil entronnen zu sein. So ließen die jungen Männer es sich nicht nehmen, das Glück ihrer Unversehrtheit bei verschiedenen Gelegenheiten an Land gebührend zu feiern. Um der Freude Ausdruck zu verleihen, wurde oftmals nur aus voller Brust 'gejodelt und gejauchzt'. Dabei erheitert mich diese Stelle von Antons Notizen ganz besonders (Originaltext):

»Unsere 'Beira' lief durch eine lange schmale Bucht hinein gegen das Städtchen Lobito-Benquella (Angola). Hier war ein Landungssteg, da stiegen wir natürlich aus und gefiel es uns natürlich sehr gut im idyllischen afrikanischen Orte. Wir gingen auch in eine Wirtschaft wo es sehr guten Wein gab. Hier tauschten wir Schweizer und einige Italiener, die Ärgernisse und Enttäuschungen mit der guten Laune. Als wir erwachten und unser Unwohlsein entleerten waren wir in unsern Kabinbetten und schon weit auf hoher See. Wie und wann wussten wir nicht wie wir auf das Schiff kamen. Dort hatte ich an zirka 200 Neger gehandorgelt, welche nach Art Ringelreihen tanzten. Ein alter silberhaarer Neger sprang besonders hoch und war sehr lustig. Wie sie sagten, hatten uns diese Neger aufs Schiff getragen. Es sei wie ein eigenartiger Leichenzug gewesen. Einer ging voraus und trug die Handorgel...«

So kam es, dass Anton - vor dem Ende der langen Seefahrt bei Lissabon – zu guter Letzt noch auf das einsam im Atlantik befindliche Madeira stieß, bevor sein Urgroßneffe, und damit ich, vierundachtzig Jahre nach ihm zum ersten Mal einen Fuß darauf setzte.

Lediglich einen Tag lang begingen er und seine Freunde Madeira, weswegen man ihm nachsehen muss, dass er den Inselnamen mit dem Namen der Hauptstadt verwechselte und etwa dachte, die berühmten Madeira-Stickereien seien von Schweizer Hand gemacht. Ich persönlich finde seine Angaben immer noch reichlich und angesichts der Umstände mehr als hinreichend genug, um zu erkennen, mit welch offenen Augen mein Urgroßonkel bereits in jungen Jahren durchs Leben ging. Er blieb zeitlebens unverheiratet und starb 1957.

Warum Madeira?

Um ungestört arbeiten zu können, braucht der Mensch Ruhe und Stille. Wenn man mitten in der Stadt Zürich lebt, wo Freunde und Bekannte, Kneipen, Nachbarn und Behörden - eben die üblichen Ablenkungen und Verlockungen nicht weit sind, ist das ungestörte Schreiben nur sehr schwer zu bewerkstelligen. Ich wollte nun aber meinem 'Experiment' die besten Chancen geben. Ich wollte fernab dieser Verwirrungen innert dreißig Tagen ein erfreuliches, gutes Werk 'zu Papier' bringen, und ich wollte es an einem Ort tun, der mich während des Schreibens möglichst auch inspirieren würde. Zunächst dachte ich durchaus an einen abgelegenen Schweizer Ort, nach dem ich mich zurückziehen konnte, aber dann fand ich plötzlich, dass ich meinem Unterfangen eine speziellere Note geben sollte. Wieder einmal erinnerte ich mich an die abgelegene Insel im Atlantischen Ozean, an Madeira, und auf einmal war es für mich ganz selbstverständlich, dorthin zu fliegen! Gab es überhaupt eine bessere Idee als sich auf eine ferne Insel zurückzuziehen? Nicht, wenn man leidenschaftlich gerne Fisch isst! Kaum dass ich das gedacht, trug ich dieses Bild, diese Vorstellung der einsamen Insel und dem Atlantik in mir, und sah mich bereits als eine Art Robinson Crusoe. Ja, ich wollte auf den Atlantik hinausblicken, während ich von allen Ablenkungen unbehelligt in einem kleinen Zimmerchen mein nächstes Buch schreiben konnte. Und wenn es so zustande kam, würde ich dieses Buch im Nachhinein immer mit meinem 'einsamen' Aufenthalt auf Madeira in Verbindung bringen dür-

fen - und dem Luxus, allein und frei den Kopf an der Meeresluft gelüftet zu haben.

Wie es gekommen ist

Mit dem Abstand einiger Wochen kann ich die Idee gar nicht genug wertschätzen. Was ich mir auf Madeira vorgenommen hatte, ging in jeder Beziehung in Erfüllung. Ich habe innert dreißig Tagen viel Fisch gegessen und den vorliegenden Tatsachen-Roman geschrieben, und ich habe mich dabei so gut gefühlt wie lange nicht mehr. In der fünften und letzten Woche meines Aufenthalts fühlte ich mich wie der viel zitierte Schöpfer selbst, nur, dass ich mich eine ganze Woche und nicht nur einen Sonntag lang von den Strapazen meines Schaffens erholte. Madeira war mir Schauplatz und Bühne geworden. Auch war es mir ein Fest, Gedanken niederzuschreiben; Gedanken, die oftmals nicht nur mich, sondern die ganze Menschheit betreffen; solche, die mir entweder spontan in den Sinn gekommen sind, oder aber schon lange darauf gewartet haben, einmal niedergeschrieben zu werden. Ich wollte etwas Humorvolles schreiben, aber auch etwas Wahres und ernst zu Nehmendes.

»Grüße aus dem Schwalbennest!« ist nicht einfach ein Tagebuch, und ich hoffe, dass man das in den nächsten fünfhundert Jahren nach meinem Tod erkennen und anerkennen wird - etwa, indem man fieberhaft nach meinem Grab sucht. 'Reise und Ankunft' auf Madeira habe ich im geistigen Andenken an Mark Twain verfasst, der mir mit seinen Reiseberichten viele schöne Stunden und so manches Lachen beschert hat. Meine Erlebnisse und Gedanken, die ich sodann getreulich vom ersten bis zum dreißigsten Tag niedergeschrieben habe, sind aus verständlichen Gründen nicht in Kapiteln, sondern in Tagen (mit dem jeweiligen Datum) angegeben, dennoch kann man sie problemlos auch als einzelne Kapitel betrachten. Alles Weitere wird das nun Folgende erklären. Womit ich der geschätzten Leserschaft viel Vergnügen wünschen möchte. Leben Sie's gut! Nehmen Sie's nicht zu ernst! Grüße aus dem Zürcher Nest!

A.B. September 2008.

Grüße aus dem Schwalbennest!

- Leseprobe vom 1. Buchteil -

Donnerstag, 3. Juli

Mein zweiter Tag war gestern. Gegen zehn Uhr am Vormittag passierte ich die Teufelsbrücke, will sagen, die Todeskurve, um die vielen Tische im 'Klenk's Café' einmal mehr leer vorzufinden. Das war gut. An derselben Stelle, am Kamin, unter dem nervenden Radio sitzend, war ich alsbald damit beschäftigt, meine *Kauwerkzeuge* nutzbar zu machen. Ich schreibe *Kauwerkzeuge*, da sie, wie am Vortag schon, zum Takt der hämmernden und ratternden Maschinen kauten, die hinter dem *Restaurante* den Gebirgszug formten. - Unfassbar, dass ich es nicht schon vorher gehört hatte! - Wenn ich also am vergangenen Tag noch kein Wort über den Baulärm und die portugiesischen Trenkers und Messners verloren habe, so möchte ich es an dieser Stelle augenblicklich nachholen*.

Zunächst: Man darf es als ein gutes Zeichen werten, dass ich das nicht schon früher zur Sprache gebracht habe! Robert hatte recht getan, als er bei meiner Ankunft die Bedeutung des Baulärms herunterspielte, denn tatsächlich ist vom Baulärm kaum etwas zu hören. Mindestens auf meinem Zimmer und bei meinem hochkonzentrierten Geisteszustand nicht. Dass ich auf meinem Zimmer so gut wie nichts von dem Lärm vernehme, ist angesichts der Entfernung äußerst schwer begreiflich. In der Luftlinie gemessen, kann die Distanz zur nächsten Bohrmaschine, zum nächsten Hammergerät nicht mehr als ... fünfzig Meter betragen. Doch halt! ... Soeben glaube ich etwas gehört zu haben!

* Derart unerschrocken, wie die portugiesischen Bauarbeiter sich beim künstlichen 'Gebirgszug' (also beim Wohnblock) anstrebten, konnte ich nicht anders, als ihnen für die Dauer meines Aufenthalts die Namen der beiden wohl bekanntesten Bergsteiger Europas geben: Luis Trenker (1892-1990) und Reinhold Messner (geb. 1944). A.B.

Nun, ich kann mich nicht beklagen. Hingegen ist der Schock am Morgen umso bemerkenswerter; kommt man doch in der Heimat nicht in den zweifelhaften Genuss, bereits am Frühstückstisch Visionen des Bergsturzes von Goldau zu erleben. Gestern kamen sie wieder, die Trenkers und Messners, um sich ebenso wie vorgestern mit einem Fleischbrot, einer Cola oder einem Kaffee zu stärken. Während die anderen Gruppen noch weiterarbeiteten und -lärnten, lärmte über mir einmal mehr auch das Radio, aber wenigstens hatte ich für einen kurzen Moment das Vergnügen gehabt, dem deutschen Radiosender mit seiner Berichterstattung etwas Gutes abzugewinnen. Um was es sich dabei handelte, werde ich bald 'zur Sprache' bringen.

Die portugiesischen Bergarbeiter taten sich also genauso wie ich etwas Gutes. Die Karabinerhaken und Seile am Berg zurückgelassen, umrundeten sie die hufeisenförmige Bar. Anbei: Auf die Bauart von Bar und Bartresen werde ich bei Gelegenheit noch genauer eingehen, das ist es wert, doch eines nach dem anderen. - Also diese Portugiesen, die mir nun schon zum zweiten Mal beim Frühstück Schützenhilfe gaben, sind wortkarge und friedliche Bergarbeiter. Sie nehmen ihren Imbiss zu sich, ohne über das Wetter zu reden, das sowieso immer gut ist. Ihre Gesichtszüge sind weniger fein geschnitten als vielmehr grob gemeißelt. Es gibt kein weibisches Männergesicht. Stellt einer eine Frage in den Raum, bzw. an die Runde, flattert sie für lange Sekunden wie ein Falter umher, ohne von jemandem eingefangen, bzw. beantwortet zu werden. Endlich, man glaubt nicht mehr daran, wird sie doch noch aufgeschnappt - womit die quälendste Spannung weicht. Die Antwort, egal wie sie ausfällt, ist kurz und knapp. Eine neuerliche Erwiderung bleibt aus, denn: Sie wollen ihre Ruhe haben! - Ohne in meiner Menschenkenntnis allzu voreilige Schlüsse zu ziehen, kann ich sagen: Diese Männer behagen mir im Typus. Versucht man in den Gesichtern der Trenkers und Messners zu lesen, erweist sich das als schwierig, weil sie sich, sobald sie einen neugierigen Blick in meine Richtung geworfen haben, schnell wieder ihrem Fleischbrot zuwenden. Ich hege die Hoffnung, dass sie in den kommenden Wochen die Scheu vor mir

ein wenig ablegen werden, damit ich mit dem Lesen ihres 'Gesichtsbuches' beginnen kann. Das wäre wünschenswert. Denn bei dem Krach, der mir bis jetzt beim Frühstück entgegen schlägt, werde ich vielleicht auch in vier Wochen kein einziges der wenigen Worte verstanden haben, die die Bergarbeiter miteinander wechseln. Womöglich wird mir auch die Erfahrung aus meiner Vergangenheit nützen, um der Natur des Madeirensers auf die Schliche zu kommen. Einen Portugiesen kannte ich ja. Wird mir das hier zugute kommen? Verdient hätte ich es!

Eine wahre Anekdote: Der Portugiese, den ich kannte

Einstmals wohnte ein Portugiese neben mir. Sein Name ist mir entfallen. Er war nicht mehr so ursprünglich, das weiß ich jetzt, wo ich den Vergleich habe. Schliefe ich bereits den Schlaf des Gerechten, kam er stets gegen Mitternacht nach Hause gestampft, um (an mir) sein Ritual zu vollziehen. Zunächst schlug er die Wohnungstür zu, dass ich jedes Mal wie durch einen Kanonenknall aufwachte. Er war der erste Mensch den ich traf, der die Handhabung der Türklinke noch als Erwachsener nicht vollumfänglich begriffen hatte. Eine solide Mauer trennte uns, aber dennoch sah ich ihn, schon nach den ersten paar Tagen seines Einstandes im Haus, wie durch Papier, wie er just nach seiner Heimkehr den Telefonapparat nahm, nämlich kaum dass er die Wohnung betreten hatte. Er griff zum Hörer, um die Nummer des 'ewig währenden Gesprächs' anzuwählen. Dieser Portugiese verfügte über ein Stimmorgan, wie ich es bei einem Telefonierenden nie wieder erlebt habe. Ich begann zu fantasieren, stellte ihn mir vor, wie er auf der anderen Seite der Mauer grinste, während er mich im Bett um Gnade winseln sah. Er telefonierte oftmals die halbe Nacht lang, mit der Lautstärke eines Megafons, damit man ihn in Portugal auch ganz bestimmt hören konnte. In solchen Momenten fluchte ich ihn einen Satan, und ich hätte ihn am liebsten umgebracht, als er eines Tages im Herbst meinen Gartenplatz betrat, um auf den alten Apfelbaum zu klettern, und

dabei den größten und schönsten Ast abbrach. Weshalb er auf den Baum kletterte – er wird es mit ins Grab nehmen. Als der Ast brach, öffnete ich ein Fenster; die Worte blieben mir im Halse stecken. Er selbst stand nur da, mal auf den Ast blickend und mal auf mich. Meine Miene wird es gesagt haben. Der Baum stand direkt vor meiner Gartentür; nicht lange danach wurde er gefällt. Er war wohl ein Portugiese, aber nicht mehr ganz so ursprünglich, wie ich jetzt weiß. Mag sein, dass er oftmals einsam war. In genauer Hinsicht mochte ich ihn, *bevor* er mir den Ast abbrach. Er war auch der freundlichste Mensch gewesen, wenn unsere Wege sich etwa im Treppenhaus kreuzten. Wenn man ihn jeweils wieder traf, konnte man ihm kaum mehr böse sein. Er war ein leiser Grüsser und anständig genug, mir nicht ständig den Nerv zu töten, wenn ich es etwa eilig hatte. Sein nächtliches Geplapper aber müsste ich heute noch ertragen, wenn ich nicht eines schönen Tages ausgezogen wär'. Mein Nachbar war Portugiese, wenn auch kein ganz und gar ursprünglicher mehr! Nun da ich auf Madeira bin, finde ich es eine Schande. Portugiesen sollten nicht einsam leben, wenn sie sich in den Osten begeben. Die hohle Technologie des vermögenden Schweizerlandes gab ihm das Telefon – und mit etwas Glück haben ihn die damit verbundenen Rechnungen inzwischen nahezu ruiniert.

Das fünf Promille Wunder

Bevor ich den Frühstückstisch für diesen Tag verlasse, möchte ich doch noch loswerden, womit mir der deutsche Radiosender ein Schmunzeln entlockte.

Ganz außer sich vor Verblüffung, berichtete nämlich die Radiomoderatorin von einem Fall, der sich vier Tage vorher, also Ende Juni, in der Rheinland-Pfalz zutrug. Dort war ein fünfzehnjähriger Bursche mit sagenhaften 5 Promille Alkohol im Blut ins Spital eingeliefert worden. Er lag im Koma - und überlebte! Nun, wer etwas von der Sache versteht, der weiß, dass schon 3 Promille genügen können, den *trinkfesten* Schluckspecht für immer kleinzukriegen. Der Bursche war aber nur ein unschuldiger

Bursche, ein Lamm, das bis anhin mit Milch gesäugt worden war. Er hatte ein Mordsglück, unfassbares Glück, Idiotenglück. Ein Arzt des verantwortlichen Spitals meldete sich zu Wort. Mit glaubhafter Stimme versicherte er, so etwas noch nie zuvor erlebt zu haben. Nicht nur habe der Junge es 'gepackt', nein, er sei inzwischen auch schon wieder Zuhause und brav am Lernen, sagte die Radiosprecherin weiter. Letzteres glaubte *ich* nun wieder nicht ganz. Natürlich: Der Stoffwechsel eines gesunden, fünfzehnjährigen Menschen ist zweifellos spitze, besser wird er nie wieder. Ich erinnere mich an meinen. In diesem Alter kann der menschliche Magen womöglich Zimmermanns-Nägel verdauen. Aber vergessen wir den Stoffwechsel, reden wir lieber vom ganzen Nervensystem, vom Organismus selbst. Alkohol ist Gift! An Alkohol muss der Körper langsam, über Jahre, ja Jahrzehnte hinweg, gewöhnt werden. Nie vergesse ich *unsere* ersten Eskapaden! Ein Humpen Bier oder allerhöchstens zwei, und aus und vorbei war es. Und überhaupt war es ein Hinunterschütten und -würgen einer (dem Magen) vollkommen unbekanntem Flüssigkeit, aber trotzdem machten wir damit Karriere.

5 Promille im Körper eines Grünschnabels ... gute Nacht meine Damen! Wenn der Bursche bereits wieder lernt, dann ist mein Name Hase. Das war *nicht irgendeine* Alkoholvergiftung!

Sollte sich jetzt irgendjemand über meine Worte empören, so ist mir das einerlei. Es ist passiert! Der Bursche lebt! Was kann ich dafür? Wäre er mein Sohn, würde ich mir als erstes seine beiden zwanzigjährigen Freunde vornehmen. Sie waren es, die dem Sohn das Kampfrinken erst ermöglicht haben. Aber er steckt ja schon wieder mitten in seinen Studien, also was soll der Aufruhr? Tatsächlich hat mich diese Bemerkung der Radiomoderatorin am meisten erheitert! Ich denke, dass der Bursche nicht auf den Kopf gefallen ist. Ich denke, dass er schnell erkannt hat, wie er am ehesten eine Taucherglocke um sich aufbauen kann, damit er möglichst in Ruhe gelassen wird. Ich hätte es auch so gemacht. Über die Bücher gebeugt, wirkt selbst der dümmste Mensch auf Erden fleißig, gebildet – und lernfähig. Also wird er

vermutlich noch bei meiner Abreise in fünf Wochen den versunkenen Denker mimen, über seiner 'Professur' büffeln, und sich insgeheim fragen, wie lange es wohl noch dauert, bis er wieder ganz hergestellt ist. Werden seine beiden Freunde auf ihn warten? Wenigstens im Moment wird der angekratzte Körper des Burschen noch einen ziemlich harten Kampf auszufechten haben, während seine Eltern zwischen der totalen Schande, ihrem 'erzieherischen Versagen' und dem Glück seines Überlebens schwanken. Aber er lebt. Freuen wir uns!

Prost und Amen.

*

Vom Glück der Mönche

Wenn ein Mann aus der Not heraus körperliche oder geistige Entspannung sucht, ohne dabei seinen Meniskus über Gebühr beanspruchen zu müssen, dann sollte er nicht Sportler oder Abstinenzler sein. Was ist nur mit den Menschen passiert? Was soll dieses krankhafte, ewige Herumgehüpfte? Die glücklichsten Männer auf Erden waren und sind die Mönche. Zu allen Zeiten konnten sie ihre unsportliche Figur unter grober Wolle verbergen, ihre Glatze mittels Tonsur kaschieren, vorgeben, mit dem Weibe nichts zu schaffen zu haben und das Saufen als gottgegebene Wissenschaft hinstellen und munter immer weiter entwickeln. Sie sind die ungekrönten Könige der Bierbraukunst. Sie sind die asexuellen Meditationsmeister, die unbewegbaren, unverrückbaren, felsenhaften Gebetsmeister - die allereinzigen unter der Sonne, die von ganzem Herzen niemandem etwas beweisen müssen, am allerwenigsten sich selbst. Sie sind die personifizierte Entspannung. Wo wir mit den immer gleichen Eitelkeiten, den ewig selben Rückschlägen kämpfen, erklimmen sie spirituell Treppenstufe um Treppenstufe. Das Nirwana, die göttliche Erlösung, nimmt bei jedem ihrer Atemzüge neben ihnen im Klosterstuhl platz. Nein, die Mönche haben nichts zu fürchten.

Ihr Fisch hat weniger Gräten, deren Gott ist größer. Da wo sie sind, ist Stille, ist Zuflucht, ist Geruhsamkeit und Weisheit, und wo nicht zuletzt die Bescheidenheit wohnt, ist auch Zufriedenheit und Erfüllung.

Man schaue dagegen uns Nicht-Mönche an! Jugend, Sex und Machtgelüste sind Eintagsfliegen; ein kurzes und heftiges Auf-flackern einer kleinen, langsam schwindenden Flamme. Und was tun wir, wenn diese Flamme eines Tages merklich am Erlöschen ist? - Dann werden wir plötzlich vernünftig, mit dem verzweifelten Versuch, noch irgendwelche Tugenden zu entwickeln.

Ein Mönch verzichtet und hat dennoch alles. Er verpasst nichts. Und wenn er auf dem Totenbett liegt, wird sein Abtreten siegreich sein, und sein Meniskus intakt.

*

(Ende Leseprobe)